

Homer und Aristoteles

Der Gräzist Wolfgang Kullmann feiert 80. Geburtstag

Als im Jahre 1960 Wolfgang Kullmanns umfangreiche Freiburger Habilitationsschrift „Die Quellen der Ilias“ erschien, war die Homer-Forschung auf eine vollkommen neue Grundlage gestellt. Poetisch fassbare „Quellen“ – ob schriftlich fixiert oder mündlich tradiert, bleibt offen – stehen hinter der „Ilias“, nicht diffuses Sagengut, das ist die These. Erschlossen werden diese Quellen durch Anspielungen auf Vorausgesetztes und sekundäre Verwendung von Motiven in der „Ilias“, ferner aus den spätantiken Inhaltsangaben über den sogenannten „Epischen Zyklus“, also aus jenen epischen Geschichten, die Ereignisse vor und nach der „Ilias“ zum Inhalt haben.

Das Ergebnis: Die „Ilias“ wiederholt in einem hochdifferenzierten poetischen Gewebe neben ihrer eigenen Handlung symbolhaft das ganze Geschehen um Troja in einer Art doppelten Zeitlichkeit, in der überkommene Sagenfiguren neu interpretiert werden. Faktisches wird ins Ethische transponiert; Fäbulöses, Fatalistisches und Orakel treten in der Dichtung zurück. Kullmann hält auch angesichts der neuesten Troja-Grabungen und deren philologischen Deutungen strikt daran fest, dass es bei Homer keine Überlieferung von irgendwelchen historischen Vorgängen um das Troja in mykenischer Zeit gibt.

„Homers großartiges Gemälde ist historisch betrachtet eine Unmöglichkeit“, oder: man käme „vom Homertext her niemals auf den Gedanken, von einer mykenischen Zeit zu sprechen“ – solche Urteile behalten für Wolfgang Kullmann auch in seinen neueren Publikationen ihre Gültigkeit. Während Heinrich Schliemann mit dem Homertext in der Hand bei seinen Grabungen das homerische Troja auch in den Einzelheiten wiederzufinden glaubte, sagt Kullmann, aus der „Ilias“ sei nichts für den historischen Ort zu entnehmen. Das alles ist heute nach wie vor umstritten: Wolfgang Kullmann, der Schüler von Wolfgang Schadewaldt, ist mit seiner stringenten und konsequenten Position in jedem Fall einer der international anerkanntesten Homer-Forscher.

Fülle an Detailwissen

Der zweite Schwerpunkt der Forschungen Kullmanns ist der Philosoph Aristoteles, und zwar vor allem dessen Wissenschaftstheorie und Naturwissenschaft. Nach dem (den berühmten Titel Gadamer abwandeln) Buch „Wissenschaft und Methode“ (1974) ist es vor allem der gewichtige Band „Aristoteles und die moderne Wissenschaft“ (1998), in dem die Kategorien des wissenschaftlichen Denkens, der Geltungsbereich der Teleologie, Wissenschaft und Ethik, Theorie und Empirie und schließlich die Aktualität der aristotelischen Biologie untersucht werden. Kullmann legt dar, dass das wissenschaftliche Niveau des Aristoteles trotz des immensen Abstandes im Detailwissen erst mit der modernen Molekularbiologie wieder erreicht sei. Und gerade in diesen Tagen erscheint als Ergebnis dreißigjährigen Bemühens seine Ausgabe der Schrift „Über die Teile der Lebewesen“ in der deutschen Aristoteles-Ausgabe. Darin wird erstmals die unendliche Fülle der einzelnen Angaben des Aristoteles über sämtliche Organe der Lebewesen – wie Haare, Wimpern, Brauen, Zähne, Mund, Backen, Eingeweide, Harnblase, Galle, Leber, Magen ... – anhand der Ergebnisse der modernen Biologie überprüft. Es ergibt sich eine erstaunliche Bestätigung der Richtigkeit fast aller Beobachtungen des Aristoteles.

Wolfgang Kullmann, gebürtiger Berliner, hat als ordentlicher Professor zunächst in Marburg (1964-1975) und dann in Freiburg sehr engagiert gelehrt. Er hat 38 Promovenden – in einem sogenannten „Kleinen Fach“! – betreut und in seine Forschungen eingebunden, aber auch zu neuen Wegen geführt. An diesem Freitag feiert Kullmann im Schwarzwald seinen achtzigsten Geburtstag. Wir gratulieren ihm. HELLMUT FLASHAR

Liebe wie das Licht

Der Autor Mehmed Uzun ist tot

Der kurdische Schriftsteller Mehmed Uzun ist im Alter von 54 Jahren gestorben. Uzun erlag am Donnerstag in Diyarbakir im Südosten der Türkei einer Krebserkrankung, wie ein Freund mitteilte. Nachdem er wegen Vorwürfen des Separatismus eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte, floh Uzun 1977 nach Schweden und kehrte erst 2005 wieder in die Türkei zurück. Er veröffentlichte zahlreiche Romane auf Kurdisch und Türkisch. Auf Deutsch erschienen sind „Liebe wie das Licht, Krieg wie der Tod“ und „Im Schatten der verlorenen Liebe“. AP

SZ Wochenende

bringt morgen:

Die Wanne ist voll
Uwe Barschel hat sich vor 20 Jahren das Leben genommen. Das darf ja nicht wahr sein! Eine Verschwörungstheorie. Von Hans Leyendecker

Hier wohnt Christian Klar
Revolution, Provinz, Treppenwitz: Bruchsal und seine JVA sind exakt so, wie die RAF Deutschland nicht haben wollte. Von Anne Haeming

Kevin Kline im Interview
Der Hollywoodstar: „Ich habe gehört, dass selbst Milos Forman ein Casting-Treffen mit der Werbeabteilung macht.“ Von Willi Winkler



Die Reichen verarmten und stiegen sozial ab, aber gerade so verbreiteten sie ihre Werte: Bürgerliche Weihnachtsidylle in England im 19. Jahrhundert. bridgemanart

Das kapitalistische Gen

Tüchtigkeit ist vererbbar: Der Historiker Gregory Clark verbreitet kontroverse Thesen über die industrielle Revolution

Der Wirtschaftshistoriker Gregory Clark hat in Amerika einen Streit über den Ursprung der industriellen Revolution entfacht – nicht zuletzt wegen der provozierenden Folgerungen für die moderne Gesellschaft. Clark, der an der University of California in Davis lehrt, hatte jahrelang in englischen Archiven geforscht, um der Frage nach den Ursachen der industriellen Revolution in England nachzugehen. In seinem Sachbuch „A Farewell to Alms“ („Abschied von den Almosen. Eine kurze ökonomische Geschichte der Welt“, Princeton University Press) gibt er die schlichte Antwort: Von 1200 vermehrten sich in England bei kaum wachsender Bevölkerung die Reichen mehr als alle anderen – bis um 1800 nahezu jeder von dieser Oberschicht abstammte. So verbreiteten sich ihre Werte auf biologischem Wege und, mutmaßlich Clark, womöglich ihre „kapitalistischen Gene“.

Ende September lud die Yale University ihn ein. Vor der Diskussion schickte Clark erst einmal eine überraschende Feststellung voraus: „Denken Sie, die Reichen in den Staaten seien genetisch nicht anders als die Armen! Ich glaube, das ist der Fall.“ Niemand kippete vom Stuhl, keiner lachte, keiner schrie auf. Im Gegenteil. Nach einem zivilisierten Austausch verabschiedete man sich höflich. Wenig später sitzt Clark in einem Campuscafé und spricht über seine umstrittenen Thesen.

SZ: Der Beginn der industriellen Revolution ist ein Wendepunkt der Menschheit. Sie glauben, dass es auf dem Weg dorthin nicht stetig bergauf ging.

Gregory Clark: Ich meine es in dem Sinne, dass sich der Lebensstandard von der Zeit der Höhlenbewohner bis zu den reichsten Gesellschaften um 1800 nicht verbesserte.

SZ: Aber Ackerbau, das Rad, Steinhäuser – das alles half der Menschheit doch.

Clark: Der Menschheit vielleicht, aber dem Einzelnen nicht unbedingt. Dank des stetigen, wenn auch langsamen technischen Fortschritts wuchs die Menschheit von geschätzt 10 000 um das Jahr 100 000 vor Christus auf 700 Millionen um 1800 an. Diese zusätzlichen Erdenbürger verbrauchten den Zugewinn, den Erfindungen an Produktionsgewinn beschert hatten. Die materiellen Lebensbedingungen der Engländer unter George III. waren deshalb nicht besser als die der Jäger in der Steinzeit.

SZ: Aber Leben im England des 18. Jahrhunderts war doch besser als in der Steinzeit.

Clark: Täuschen Sie sich nicht. Wir

können errechnen, dass Menschen um 1800 durchschnittlich 2300 Kalorien zu sich nahmen. Jäger und Sammler verzehrten dieselbe Menge. Die Lebenserwartung war auch gleich hoch. In England um 1800 arbeitete aber jede Person außerdem im Schnitt acht bis neun Stunden täglich, unsere altsteinzeitlichen Vorfahren dagegen viel weniger.

SZ: Das Wechselspiel zwischen Wirtschaftswachstum und Bevölkerungswachstum entstammt der Theorie des britischen Ökonomen Thomas Malthus vom Ende des 18. Jahrhunderts.

Clark: Eine überraschende Konsequenz von Malthus' Erkenntnis besteht darin, dass sich der Lebensstandard nur bessert, wenn mehr Menschen sterben als geboren werden. So ging es den Europäern während der Pestepidemie um 1450 erstaunlich gut, weil sich weniger Menschen die vorhandenen Ressourcen teilen mussten.

SZ: Das mittelalterliche England beschreiben Sie recht bukolisch.

Clark: Sie dürfen sich nicht an Filme wie „Braveheart“ oder Monty Pythons „Ritter der Kokosnuss“ halten, die England als eine verwahrloste, vom Adel ausgebeutete Gesellschaft inklusive Hexenverbrennungen, Plünderungen und Vergewaltigungen darstellen. Im Gegenteil: Das Land war ein leuchtendes Beispiel für das, was die Weltbank heute am liebsten in den Entwicklungsländern kreieren würde. Keine öffentlichen Schulden, kaum Inflation oder Steuern ... Nach gängiger ökonomischer Theorie hätte eigentlich schon damals ein Wirtschaftswunder ausbrechen müssen.

SZ: Aber für die industrielle Revolution brauchte es die technische Neuerungen wie die Dampfmaschine, den Untertagebau, die großen Baumwollspinnereien.

Clark: Missverstehen Sie mich nicht – das sind notwendige Bedingungen. Aber auf welcher Grundlage bauen Sie das auf? Sie verdanken sich einer seit dem Mittelalter in England und Schottland gewachsenen Wirtschaftskultur, in der sich veränderte ökonomische Vorlieben der Menschen spiegeln.

SZ: Sie behaupten, dass die industrielle Revolution auf der Verbreitung kultureller Werte der Mittelschicht auf evolutionärem Wege seit 1200 beruht. Sie ziehen sogar in Erwägung, dass sich „bürgerliche Gene“ vererbten.

Clark: Das mag Ihnen nicht gefallen, aber Sie müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Wir wissen, dass die englische Bevölkerung seit 1200 kaum anstieg. Deshalb konnte jede Familie im Schnitt

kaum mehr als zwei Kinder haben. Der Mittelstand aber – Händler, große Bauern, wohlhabende Handwerker – hatte im Schnitt vier oder fünf Kinder, die überlebten. Die Armen hatten weniger als zwei Nachkommen. Der Adel konnte mit dem wohlhabenden Mittelstand auch nicht mithalten, wie ich in langjährigen Archivistudien feststellen konnte. Die zahlreichen Kinder dieser Reichen konnten aber nicht in ihrer Schicht bleiben, weil die Ressourcen nicht ausreichten – also stiegen sie sozial ab und verdrängten dort die Armen. Und mit ihnen breiteten sich die bürgerlichen Werte aus – etwa Geduld, Tüchtigkeit, geringe Gewaltbereitschaft, harte Arbeit, Sparsamkeit statt Konsum. Und erst die ermöglichten die industrielle Revolution.

SZ: Aber von bürgerlichen oder gar kapitalistischen Genen zu sprechen, ist doch starker Tobak.

Clark: Es ist nicht ausgeschlossen! Und es hat doch durchaus Sinn: Wir unterscheiden uns genetisch sicherlich von den Jäger- und Sammler-Völkern unserer Vorzeit. Unter ihnen gab es genetisch-kulturelle Variabilität, und die besser Angepassten setzten sich durch. Warum sollte das nicht auch seit 1200 geschehen sein? Immerhin gibt es Tierstudien, die belegen, dass bestimmte Verhaltensweisen innerhalb von nur acht Generationen selektiert werden können.

SZ: Aber warum gerade England? Auch in anderen Ländern erstarkte doch das Bürgertum.

Clark: Wenn es nicht in England passiert wäre, dann früher oder später in einem anderen Land. England hatte aber einen Vorteil – es gab seit 1200 kaum größere Krisen. Das erlaubte es der Mittelschicht, die Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte zu dominieren. Um 1800 kam dann der technologische Fortschritt als Wachstumsfaktor hinzu – und damit brach das Land aus der Malthus'schen Bevölkerungsfalle aus. Es wurde weit mehr produziert, als die wachsende Nation bisher konsumiert hatte.

SZ: Mit Ihren Thesen fordern Sie Ökonomen heraus, die behaupten, dass erst die politischen Institutionen die Voraussetzungen für die industrielle Revolution geschaffen haben.

Clark: Dann hätte es auch im Indien des 19. Jahrhunderts passieren müssen. Dort gab es eine Freihandelszone mit England, stabile Löhne, die fünfmal niedriger als in England waren. Unternehmer kamen problemlos über die Grenzen. Marx prognostizierte damals, Indien würde die nächste große Wirtschaftsmacht, aber die Wirtschaft stagnierte.

SZ: In Ihren Augen spielte also der Mensch die wichtigste Rolle ...

Clark: Genau. Wie er sich verändert hat, wie er auf die Institutionen und die wirtschaftlichen Anreize reagierte, das ist und war der entscheidende Faktor. Wer ökonomisch erfolgreich war, setzte sich durch seine Nachkommenschaft über Generationen durch – und das verdankt sich nicht nur der Erziehung, sondern den Anlagen. Die Ökonomie tut gerne so, als wären die Menschen überall gleich, aber das stimmt nicht. Im Laufe der Jahrtausende haben sich ihre Präferenzen geändert – und mit ihnen die Kultur. Und womöglich hat das tatsächlich eine genetische Grundlage.

SZ: Aber die bloße Möglichkeit, dass Gene eine Rolle spielen könnten, ist doch ein recht schwaches Argument.

Clark: Ein Verhalten, das zweifellos genetisch beeinflusst ist, ist beispielsweise die Geduld. In der Ökonomie spielt sie als „Zeitpräferenz“ eine Rolle für die Zinsen. Wer eine hohe Zeitpräferenz hat, will alles sofort, wer dagegen eine niedrige hat, ist bereit, zu warten. Wer keine Geduld hat, den muss man daher mit einem hohen Zinssatz locken, um Kapital zu investieren. Das Überraschende ist – im Laufe der Menschheitsgeschichte sinkt der Zinssatz stetig! Selbst während einer stabilen Phase im Reich der Sumerer im dritten Jahrtausend vor Christus mussten die Menschen 20 bis 25 Prozent Zins auf ein Silberdarlehen zahlen. Im mittelalterlichen England, einer stabilen Gesellschaft, lag der Zinssatz immer noch bei zehn bis zwölf Prozent. Darüber könnten wir heute nur frohlocken! Erst nach 1800 fallen die Zinsen auf unser heutiges Niveau. Der einzige plausible Grund dafür ist, dass Menschen auf den Gewinnreiz mit unterschiedlicher Zeitpräferenz reagieren.

SZ: Ihre Argumentation hat haarsträubende Konsequenzen für die Dritte Welt. Im Grunde läuft sie darauf hinaus, dass Armut und Not hausgemacht sind.

Clark: Ja, damit ein Land wirtschaftlich erfolgreich sein kann, muss es die Kultur und damit die Menschen ändern; das braucht Zeit. Sehen Sie sich die Republik Malawi an – politisch stabil, aber völlig verarmt. Oder die Aborigines in Australien, die nicht auf Tausende Jahre Agrarwirtschaft zurückblicken können. Aber die meisten Ökonomen wollen das nicht wahrhaben. Ihr Fach gleicht einer Kultdisziplin wie die Medizin des Mittelalters. Sie verschreibt ständig Aderlass. Wenn das nicht hilft, gibt's einfach mehr vom selben Rezept.

Interview: Hubertus Breuer

Kandidatenkarneval

Köln sucht den neuen Opernintendanten

Eine Angst geht um in Köln, seit fieberhaft eine Nachfolge für den Opernintendanten Christoph Dammann gesucht wird: die Angst, dass der leer gefegte Intendantenmarkt keinen angemessenen Kandidaten für das Haus hergibt, das zu den größeren der Republik gehört. Aber die Angst rührt nicht nur von der wirklichen Marktlage her – die Kölner Kulturpolitik ist mit ihrer Oper nicht immer pfleglich umgegangen. Das Gezerre des früheren Generalintendanten Günter Krämer um Etats und Posten ist noch in Erinnerung, genauso wie die Bestellung der künstlerisch wagemutigen Barbara Mundel zu Krämers Nachfolgerin, die dann Oberbürgermeister Fritz Schramma kurzerhand wieder auslud.

So kam Dammann auf den Posten und versuchte mit Repertoire, prominenten Namen und Uraufführungen, es allen recht zu machen – wobei sich zuletzt weder Publikum noch Feuilleton mehr für das fade Aufrechterhalten des Betriebs interessierten. Zuletzt stürzte Dammann über ein Machtwort des Kulturdezernenten Georg Quander, der eine Vertragsverlängerung ablehnte, worauf Dammann einen Ruf nach Lissabon annahm.

Der Nachfolge-Frage widmete sich eine Findungskommission, zu der neben Quander und Chefdirigent Stenz auch Peter Jonas, Klaus Zehlehn und Jürgen Flimm gehörten – die führenden Theaterpersonalkenner der Republik. Auch dieses Gremium war nicht frei von karnevalistischem Treiben, da Quander seine eigene Kandidatur ins Spiel brachte – und dann unterm Druck von Öffentlichkeit und Vernunft die Kommission zu verlassen. Weitere Kandidaten wurden geprüft, wobei wohl die besseren wieder absagten. Zwei Kandidaten aus der zweiten und dritten Reihe bleiben übrig.

Der eine heißt Paul Esterhazy und hat sich als Chefdramaturg der Bonner Oper und Generalintendant des Aachener Stadttheaters einen Namen gemacht. Ihm liegt vor allem das Zeitgenössische am Herzen. Damit hat er in Bonn und Aachen fast visionäre Kraft entwickelt, weniger aber in der Leitung eines städtischen Zweispartenbetriebs, dem am Ende Publikum ausgingen. Thomas Würdehoff machte in der Jugend Theatererfahrung in Frankfurt und Hamburg, wechselte aber zur Zürcher Weltwoche. Gerard Mortier band ihn 2001 als Chefdramaturg an die Ruhrtriennale, wo er auch unter Jürgen Flimm Projekte realisierte. Würdehoff besitzt keine Leitungserfahrung, viele fragen sich, was ihn außer der Protektion seines Festival-Intendanten für den Kölner Posten qualifiziert.

Im Laufe des Oktobers muss OB Schramma seine Entscheidung fällen. Auch die Ablehnung beider Kandidaten zieht er in Betracht – durchaus Kölner Tradition. Und wenn alle Stricke reißen, stünde immer noch ein Mann mit Theatererfahrung und intimer Kenntnis kölscher Wesensart bereit: der Kulturdezernent. MICHAEL STRUCK-SCHLOEN

Das neue Wochenendprogramm

Lust im Ohr

Erotiken – die erotische Lesung zur Nacht

Jeden Samstag 22.30 Uhr

www.dradio.de

Deutschlandradio Kultur

Glauben ist mehr als ein Hirnprozess

Der „Ameranger Disput“ entwickelt sich zu einem Gipfeltreffen der Weltreligionen – eine positive Bilanz nach dem ersten Jahr

Ein „Davos der Weltreligionen“ soll hier entstehen. Während die Wirtschaftselite Jahr um Jahr in die Schweizer Berge fliegt, soll der Chiemgau die Frauen und Männer des Glaubens tüchtig anziehen. Amerang, nicht das unbedeutendste unter den oberbayrischen Dörfern, hat seine multireligiöse Feuertaufe bestanden. Vor einem Jahr begann hier der „1. Ameranger Disput“ mit dem dramatischen Titel „Religion – Segen oder Fluch der Menschheit? Welt in der Krise“. Jetzt, eine Konferenz, drei Workshops und rund 30 Vorträge später, wurde Bilanz gezogen: Ist Davos in Sichtweite? Lohnt der lange Weg zum Großereignis? Die ambitionierte Zielvorgabe stammt von Christoph Stözl. Der Historiker und ehemalige Berliner Kultursenator gehört dem Kuratorium der veranstaltenden Ernst-Freiberger-Stiftung an. Deren Gründer gelangte mit Tiefkühlware, Grundbesitz und Kliniken zu einem ansehnlichen Vermögen. Zugleich aber

löst Freiberger, Jahrgang 1951, gerne wider die „Arroganz des Bankkontos“.

Dem „Disput“ war aufgetragen, „eine Nachdenklichkeit anzuzetteln, die nicht nur auf akademische Diskurse beschränkt bleibt“, wie es der Religionswissenschaftler Michael von Brück formulierte. Dass die Nachdenklichkeit, fein verteilt über vier Veranstaltungen, zumindest bei den Diskutanten reich vorhanden war, wird durch des Schirmherrn polterndes Schlusswort nicht widerlegt. Roman Herzog fuhr einem Fragesteller barsch in die Parade, als dieser die Geschäftsgrundlage bezweifelte: ob hier nicht der Dialog als naives Allheilmittel für sämtliche Krisen der Erde ausgegeben werde? Nein, beschied ihm der Bundespräsident a.D., man wolle vielmehr in kleinen Schritten ausloten, wie man den „Dialog mit den führenden Schichten“ intensivieren könne.

In Amerang gelangen diese Gespräche zwischen versierten Dialogexperten fa-

mos. Das Oberhaupt des indischen Virashaivismus, ein Mitbegründer des „Engagierten Buddhismus“ aus Thailand, Rabbiner und Imame, israelische Shariarichter, chinesische Religionsphilosophen, japanische Zen-Meister und taiwanesisch Nonnen trafen sich in diesem Punkt: Religionen seien ein Protest gegen die vollständige Mach- und Entzifferbarkeit der Welt, eine Vetomacht im Ringen um ökonomische Standortvorteile. Das gute Leben scheint nicht wirklich gut geraten ohne die Intuitionen des Glaubens. Insofern müssten wir uns Religionen als einen Segen vorstellen.

Die pauschale Folgerung aber widerspricht der Geschichte vieler und der Gegenwart einiger Religionen. Einen solchen Widerspruch zu fördern, sozusagen mit dem Pfund christlicher Selbstkritik im Angesicht anderer Glaubenssysteme zu wuchern, war ausdrücklich Ziel des „Disput“. Es ließe sich erreichen, nähme man die jeweiligen Theologien stär-

ker beim Wort. Das zugrunde liegende Glaubensverständnis nämlich, wie es von Brück zusammenfasste, ist rein religionswissenschaftlich hergeleitet und spart den strittigen Glutkern namens Offenbarung und Wahrheitsanspruch aus. Natürlich stimmen die Parameter, natürlich sind Religionen „Versuche individueller wie sozialer Kultivierung, in Traditionen überliefert“. Als solche erkennt man sie daran, dass sie Gemeinschaft stiften, Herrschaft legitimieren, Ethik begründen und Kontingenzen zu bewältigen helfen. Wenige Gläubige aber können sich wohl mit dem Verzicht auf Kategorien wie Erlösung, Unsterblichkeit, Paradies dauerhaft anfreunden.

Dass der Disput eine asiatische Schlagseite hatte, führte zu Vertiefung und Verzerrung gleichermaßen. Wohl an keinem anderen Ort Europas konnte man derart viele, derart vielschichtige, mitunter staunenswert neue Einblicke gewinnen in Buddhismus und Hinduismus. Juden-

tum und Katholizismus hingegen waren unterrepräsentiert, nord- und südamerikanischer Protestantismus fanden kaum statt, die Orthodoxie fehlte. Die psychologische Sicht auf die Religionen – Meditation und Gebet als „gezieltes Bewusstseinstraining“ – bietet einerseits die etwa von dem Neurowissenschaftler Ernst Pöppel genutzte Chance, das Gegenüber von Glaube und Naturwissenschaft zu überwinden. Andererseits lauert in der Reduktion des Glaubensaktes auf Hirnprozesse eine bedenkliche Desensibilisierung. Roman Herzog benannte die Gefahr: Eine nur säkulare Betrachtung des Glaubens kann zum Verlust der Fähigkeit führen, „echte, tiefe Religiosität von Fundamentalismus zu unterscheiden“.

Beim nächsten Gipfeltreffen an Pfingsten 2008 will Michael von Brück die Fundamentalisten der Weltreligionen an einen Tisch bekommen. Ein solcher Tisch, weit entfernt von Davos, lohnte die längste Anreise. ALEXANDER KISSLER